

Athanasios Karafilidis¹

Erklärungen in rekursiven Verhältnissen

Zusammenfassung: Wenn es um Erklärungen geht, dann herrscht in der Soziologie durchaus Einigkeit darüber, dass ›richtige‹ Erklärungen Kausalannahmen implizieren. Doch eine methodologische Verankerung von Kausalität unterschätzt das Problem der Rekursivität – und damit auch das Rätsel der Sozialität selbst. Das unterläuft die Stärke der Disziplin, gerade Erklärungen für Phänomene liefern zu können, die nicht kausal operieren. Eine knappe Inspektion von Durkheim, Weber und Simmel verdeutlicht, dass das soziologische Interesse von Beginn an weniger der Kausalität, sondern der Rekursivität und selbsterzeugten Unbestimmtheit des Sozialen gilt. Doch die Durchsetzung von Kausalität zum Zwecke einer Fusion der Soziologie mit einer von der Entwicklung entsprechender Techniken der Datenmanipulation getriebenen Sozialforschung zwischen 1940 und 1960 hat das wissenschaftliche Selbstverständnis der Soziologie einschneidend verändert. Seitdem fehlen der Soziologie plötzlich die Methoden und der empirische Zugang, die beide offenbar nur noch von einem bestimmten, kausalistischen Typ von Sozialforschung geliefert werden können. Die Soziologie pflegt aber, genauso wie die Sozialforschung, ihre eigenen Methoden und ihre eigene Empirie. Sie weiß um ihre Einbindung in rekursive Verhältnisse und formuliert daher nicht-kausale, kybernetische Erklärungen, durch die soziale Phänomene für interessierte Beobachter nacherlebbar und behandelbar werden.

Schlagwörter: Kausalität, Rekursivität, Soziologie, Sozialforschung, Unbestimmtheit, kybernetische Erklärung

Explanations in recursive conditions

Abstract: There is a common agreement in sociology that ›true‹ sociological explanations imply causal assumptions. But as long as causality is entrenched in methodology the problem of recursivity – which is tantamount to the conundrum of the social itself – will remain obscure. It subverts the strength of the discipline, which consists in providing explanations of phenomena that do not operate in a causal fashion. A brief inspection of Durkheim, Weber, and Simmel shows that sociology's interest has not really been directed towards causality but rather towards recursivity and the self-generated indeterminateness of the social. However, the implementation of causality for the purpose of merging sociology with a technically-driven social research between the 1940s and 1960s has radically reshaped sociology's self-conception. Since then sociological theory is seen to be in need for method and to lack empirical rigor. The self-prescribed remedy is a particular causal type of social research. But we should recognize that sociology, just as social research, cultivates its own methods and its own forms of empirical evidence. It furthermore acknowledges its entanglement in recursive circumstances and thus formulates non-causal, cybernetic explanations that allow interested observers to approach and re-experience social phenomena.

Keywords: causality, recursivity, sociology, social research, indeterminacy, cybernetic explanation

- 1 Ich danke den beiden anonymen Gutachtern der ZTS für ihre kritischen Anmerkungen, die dabei geholfen haben, das Argument zu schärfen. In diesem Beitrag finden sich zum Teil Überlegungen, die mit einem etwas anderen Fokus und in anderer Form bereits in Karafilidis 2010: 27ff. und 161ff. formuliert worden sind.

Soziale Verhältnisse sind rekursive Verhältnisse (Giddens 1988; Platt 1989; von Foerster 1993; Luhmann 1997; Baecker 2000; Scheff 2005). Das heißt, sie sind bestimmt durch Vor- und Rückgriffe auf Personen, Ereignisse, Relationen und Dinge, die selbst wiederum nur Produkte solcher Vor- und Rückgriffe sind. Jegliche Markierung von Anfängen und Enden (genauso wie von Ursachen und Wirkungen, Werten und Tatsachen, Zwecken und Mitteln, Bedingungen und Resultaten oder auch Handlungen, Intentionen und Motiven), die uns alltäglich so leicht von der Hand geht, findet insofern stets *in* rekursiven Verhältnissen statt. Solche Markierungen sind ein alltägliches Phänomen. Es sind zentrale Schemata, mit denen soziale wie individuelle Beobachter ihre Welt sortieren und mithin teilen können. Und doch sind sie nur möglich in einer Welt, die immer schon begonnen hat und die als eine durch und durch historische Welt nur radikal gegenwärtig verfügbar ist.

Kausalität, Rationalität und Intentionalität sind so gesehen Formen der Interpunktion einer ihnen zu Grunde liegenden operativen Rekursivität. Deshalb ist es erstaunlich, dass die Soziologie die meisten ihrer Erklärungsprogramme von diesen empirisch gängigen Markierungen, insbesondere von Kausalität, abhängig gemacht hat. Auch wenn die Geschichte des Einzugs von Kausalitätsbegriffen in die Soziologie alles andere als reibungslos verlaufen ist, lässt sich kaum von der Hand weisen, dass Kausalität mittlerweile als eine Art Goldstandard für wissenschaftlich angemessene Erklärungen gilt.² Das hat zu einer Engführung des Erklärungsbegriffs, einer Vermehrung von Kausalitätsbegriffen und zur Einschränkung soziologischer Möglichkeiten geführt. Aus diesen Gründen wird kaum noch grundlegend berücksichtigt, dass soziologische Erklärungen ausnahmslos selbst in Rekursionen eingelassen sind und sich ihnen verdanken. Verstehende und interpretative Ansätze reflektieren diese sozialen, rekursiven Bedingungen des Erklärens, verzichten im Zuge dieser Reflexion jedoch meistens auf den Erklärungsanspruch. Trotz der vielen Zwischentöne, die sich ohne Zweifel identifizieren lassen, stößt man auf ein Dilemma: Entweder Kausalität und Erklärung oder keine Kausalität und dafür dann aber auch keine Erklärung.

Die folgenden Überlegungen lassen sich durchaus in Reaktion auf dieses Dilemma von der These leiten, dass die Rekursivität des Sozialen durch nicht-kausale Erklärungen beschrieben (!) werden kann und dass die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin seit den Klassikern (und bis heute) an einem nicht-kausalen Erklärungsprogramm arbeitet. Dieses Programm ist jedoch nicht mehr als Programm sichtbar, seitdem die für Zwecke der Sozialforschung entwickelten Kausalitätsvorstellungen auch als eine Art theoretischer sowie methodischer Standard Einzug in die Soziologie gefunden haben. Der Versuch dieses Programm wieder als Programm sichtbar zu machen, erfordert deshalb eine Sensibilisierung sowohl für die Differenz als auch für die Komplementarität von Soziologie und Sozialforschung. Die Komplementarität dieser beiden unterschiedlichen Formen

2 Das heißt, dass irgendein Rückgriff beziehungsweise Einbau von Kausalannahmen oder kausalen Aussagen in eine theoretisch geführte Gesamtargumentation die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass sie als wissenschaftliche Erklärung anerkannt und ihr vertraut wird. Siehe zuletzt mit einem klaren Bezug auf Kausalitäten die programmatischen Aufsätze von Albert 2012 und Greshoff 2012.

sozialwissenschaftlicher Forschung gründet sich jedoch nicht, wie jahrelang behauptet worden ist (exemplarisch: König 1973), auf die Differenz von Theorie (Soziologie) und Methode (Sozialforschung).³ Das führt nämlich nur zur Wiederholung jenes altbekannten Musters, in dem Soziologie stets als empiriefeln erscheint und auf Sozialforschung als Methode verpflichtet wird, während die Sozialforschung immer nur theorielos umherzuirren scheint und deshalb unaufhörlich einer theoretischen ›Unterfütterung‹ bedarf. Soziologie und Sozialforschung pflegen und entwickeln hingegen beide jeweils ihre eigenen Theorien und Methoden, auch wenn wir (lehrbuchmäßig) nicht unbedingt daran gewöhnt sind, etwas anderes als Stichprobenziehung, Skalenkonstruktion, Befragungen oder Inhaltsanalysen für Methoden zu halten und auch wenn es überdies nicht immer leicht fällt, die letztlich nomologisch zusammengehaltenen Hypothesenapparate der Sozialforschung als Theorie zu bezeichnen. Die Komplementarität von Soziologie und Sozialforschung ist keinesfalls eine notwendige. Aber sofern sie ins Spiel gebracht wird, hat sie ihre Basis in der erkenntnisreichen Ausbeutung der *Differenz* zwischen kausalen und nicht-kausalen Erklärungen.

In diesem Beitrag möchte ich in Bezug auf den bislang grob umrissenen und weitläufigen Problemzusammenhang zunächst nur zeigen, dass die Soziologie als Disziplin selbst gleichsam als Alternative zu einem kausalen wissenschaftlichen Paradigma entstanden ist und seit ihren Anfängen bei Durkheim, Weber und Simmel trotz der scheinbaren Affinität zu kausalen Formulierungen (und entgegen gängiger Interpretationen) gerade von einem Misstrauen gegenüber Kausalität und einem Interesse an Rekursivität geprägt ist. Ihre spätere Liaison mit einer durch technische Entwicklungen der Datenmanipulation angetriebenen Sozialforschung hat dazu geführt, dass kausale Prinzipien in den Vordergrund gerückt sind, die nicht-kausale Erklärungen, also auch Beschreibungen, immer als wissenschaftlich unzureichend erscheinen lassen. In Diskussionen zur Möglichkeit soziologischer Erklärungslogiken hat man daraufhin das soziologische Rätsel der Rekursivität aus den Augen verloren. Dabei ist es dieses Rätsel, das die Bedingungen bestimmt, die es überhaupt ermöglichen, Warum-Fragen stellen und Kausalität unterstellen zu können. Es zeigt sich, dass aktuelle Möglichkeiten nicht-kausaler soziologischer Erklärungen⁴, nämlich insbesondere Andrew Abbotts Lyrische Soziologie und Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie, dem sehr nahe kommen, was Gregory Bateson ›kybernetische Erklärung‹ genannt hat. Es ist genau diese Art von Erklärungen, die eine

3 Oder analog: auf die Differenz von Theorie und Forschung beziehungsweise Theorie und Empirie. Siehe zu letzterer Unterscheidung auch die Beiträge im Band von Kalthoff et al. 2008.

4 Hier wird nicht weiter differenziert zwischen verschiedenen Formen nicht-kausaler Erklärungen, weil dies das Argument nicht weiter informiert. Man hat im Laufe der Zeit kausale Erklärungen zum Beispiel von statistischen, intentionalen, funktionalen oder teleologischen Erklärungen unterschieden, aber es bliebe zu prüfen, inwiefern es sich dabei tatsächlich um nicht-kausale Erklärungen im hier gedachten Sinne handelt oder ob nicht etwa dennoch Kausalannahmen impliziert sind oder mitlaufen (zumal Hempel/Oppenheim 1948: 143f. selbst zeigen, dass sich scheinbar nicht-kausale, teleologische Erklärungen als kausale Erklärungen lesen lassen). Überdies bezieht sich das Argument an dieser Stelle auf alle Formen von Kausalität – ist also unabhängig davon formuliert, ob man sie als singulär, nicht-deterministisch oder mechanismisch konzipiert (und zu retten versucht). Das macht das Argument ohne Zweifel angreifbarer, aber auch deutlicher.

Soziologie produziert, wenn sie tatsächlich auf die rekursiven und kommunikativen Verhältnisse, in die sie selbst eingebettet ist, Rücksicht nimmt.

I. Soziologie als Alternative zu kausalen Erklärungen

Jede soziologische Theorie hat den Anspruch, etwas zu erklären. Selbst solche Theorien, die sich von diesem Anspruch distanzieren und statt dessen eine analytische Rekonstruktion oder eine angemessene Beschreibung sozialer Phänomene als Forschungsziel betrachten, tun das deshalb, weil sie dadurch etwas erklären wollen, das man aus ihrer Sicht auf andere Art und Weise nur unzureichend würde erklären können. Nur entstehen dabei keine Erklärungen, die den häufig rezipierten, klassischen wissenschaftstheoretischen Anforderungen an eine Erklärung genügen. Auf diese Weise kommt es in beabsichtigter Abgrenzung sogleich zu einem programmatischen Verzicht auf ›Erklärung‹. Doch das Motiv der Ablehnung liegt nicht im Erklären selbst, sondern in einer soziologisch dominanten Erzählung über eine bestimmte kausal-logische Struktur, der eine Erklärung genügen muss, um als wissenschaftliche Erklärung gelten zu dürfen. Diese Struktur ist die Erklärungslogik von Hempel und Oppenheim (1948), die seit ihrer Formulierung als unhintergebarer Standard des Erklärens gilt (Opp 2002; Esser 2004; Maurer/Schmid 2010) und das, was als wissenschaftliche Erklärung gelten darf, stark eingeengt hat.⁵ Trotz einer Vielzahl von Modifikationen und Verfeinerungen ist die Grundidee dieser Erklärungslogik unverändert geblieben (Salmon 1989; Martin 2011). Sie ruht auf der Prämisse der Notwendigkeit eines nomologischen Kerns, den jede Erklärung aufweisen muss, um eine Erklärung sein zu können. Aus dieser Prämisse folgen (und zu dieser Prämisse führen) dann zentrale Annahmen darüber, worin die Aufgabe der Soziologie besteht. So steht es daraufhin zum Beispiel außer Frage, dass die Soziologie Warum-Fragen beantworten will und dass sie entsprechend an der Konstruktion und Rekonstruktion von Kausalitäten interessiert ist. Aber ist es so selbstverständlich, dass die Soziologie im Kern um Warum-Fragen, Ursachenbestimmung und Wenn-dann-Aussagen kreist?

Dass man nach kausalen Erklärungen und einer Formulierung angemessener Erklärungslogiken sucht, ist nicht einfach eine Reaktion auf irgendein ›natürliches‹ sozialwissenschaftliches Bedürfnis danach, Antworten auf Warum-Fragen zu finden. Vielmehr ist dieses Bedürfnis ein Ergebnis der wissenschaftlichen Verheißungen moderner Kausalitätsvorstellungen und damit verbundener Hoffnungen, die sich zwischen den 1940er und 1960er Jahren in der Soziologie etabliert und seitdem verbreitet haben.⁶ Man hat damit

5 Dass hier das deduktiv-nomologische Erklärungsmodell exemplarisch herangezogen wird, hat damit zu tun, dass es wohl unbestritten das am weitesten verbreitete Erklärungsmodell ist – was selbstredend allerdings nicht heißt, dass die hier präsentierte These nur in Bezug auf die Kausalitätsvorstellungen dieser Erklärungslogik gilt.

6 Die Soziologie, so bereits Robert Merton in kritischer Abgrenzung zu Ralf Dahrendorf, stellt und beantwortet keinesfalls einfach Warum-Fragen (Merton 1959). Und in den Naturwissenschaften, glaubt man Gaston Bachelard (1934), tut man das, spätestens seit Anfang des 20. Jahrhunderts, erst recht nicht. Soziologische Theorien, die sich einer nicht-kausalen Erklärungslogik bedienen, ziehen

begonnen Warum-Fragen zu stellen, weil man sich dadurch erhoffte, bestimmte technische Verfahren soziologisch anwendbar machen zu können und ferner, weil man vermutet hat, dass sich entsprechend sowohl die politische Relevanz als auch die wissenschaftliche Legitimität der Soziologie erhöht (Abbott 1997).

Interessanterweise entstehen gerade in dieser Zeit der beginnenden Institutionalisierung des Kausalitätsschemas in der Soziologie auch die ersten wissenschaftlichen Beschreibungen von Kommunikation und Komplexität. Das heißt, man fing damit an, sich für Phänomene zu interessieren, die selbst offensichtlich nicht kausal operieren und sich deshalb auf diese Weise auch nicht adäquat beschreiben, verstehen und erklären lassen.⁷ Organisierte Komplexität wurde vielmehr gerade deshalb entdeckt und definiert, weil man bei gewissen Phänomenen, und zwar insbesondere sozialen Phänomenen, an die Grenzen kausaler und statistischer Beschreibungen gestoßen ist (Weaver 1948). Zusammenhänge gelten als komplex, wenn die Anzahl der interagierenden Elemente eine eindeutige Zurechnung von Ursachen und Wirkungen unmöglich macht⁸ und wenn statistische Verfahren aufgrund der Heterogenität der Elemente und der mithin zu geringen Fallzahlen nicht sinnvoll zum Einsatz gebracht werden können. Die Kybernetik entstand in diesem Kontext gleichsam als Versuch, eine Wissenschaft zu begründen, die theoretisch und methodisch mit solchen komplexen Verhältnissen umgehen kann. Sie hat dazu den Rahmen des Kausalitätsparadigmas, das seit Beginn des 20. Jahrhunderts ohnehin ernsthaft angezweifelt worden war (Russell 1912; Wittgenstein 1921: 62f.), verlassen müssen. Referenzen auf Energie, Kraft und lineare Kausalität haben sich für die Beschreibung und Erklärung komplexer Phänomene rasch als unzureichend oder gar irreführend erwiesen. Genau deshalb hat man damit begonnen, an Begriffen und Maßzahlen für Information, Kontrolle und Kommunikation zu arbeiten.

Im Grunde genommen hat man damit in einer naturwissenschaftlichen, technik-affinen, und deshalb für manche Soziologen abschreckenden Sprache genau diejenigen Problemstellungen auf den Punkt gebracht, die auch die Soziologie von Beginn an beschäftigt haben. Nicht nur Talcott Parsons hat dies bekanntermaßen sehr früh erkannt, sondern auch, was weniger bekannt ist, Harold Garfinkel (2008). Doch es gilt nicht bloß zu erkennen, dass es bei der Kybernetik soziologisch etwas zu holen gab. Vielmehr ist die Soziologie selbst eine wissenschaftliche Entwicklung, die sich zuvor schon auf ihre Art und Weise und *avant la lettre* Fragen des Feedback, der Rekursivität und der Kommunikation gewidmet hat. Die Soziologie ist so gesehen eine Disziplin, die seit ihren Anfängen ebenso wie die Kybernetik auf der Suche nach Methoden und Theorien gewesen ist, die die Grenzen der Kausalität hinter sich lassen.

es offensichtlich vor, Wie-Fragen zu stellen (Luhmann 1990; Becker 1998: 58ff.; White 2008: xvii). Dieser letztere Typ von Fragen ist im Übrigen bereits für Auguste Comte ein wichtiges Kennzeichen für die neue Wissenschaft der Soziologie gewesen (Bernert 1983: 232).

7 Das kann niemand von dem Versuch abhalten, sie dennoch kausal zu erklären. Das Kausalitätsschema ist universell.

8 Genauer gesagt: eine eindeutige Zurechnung von Ursachen und Wirkungen ist bei komplexen Phänomenen nicht unterscheidbar von einer zufälligen Zurechnung auf Ursachen und Wirkungen.

Trotz allem läuft das nicht auf die Behauptung hinaus, dass die Soziologie sich dadurch auszeichnet, Kausalität einfach zu ignorieren.⁹ Sie arbeitet letztlich an Erklärungen für die Bedingungen der Möglichkeit von Kausalität, und zwar vor dem Hintergrund der Einsicht, dass die soziale Konstruktion und Reproduktion dieser Bedingungen selbst nicht kausal, sondern kommunikativ verläuft und deshalb jede Kausalerklärung dieser Bedingungen immer schon das Problem der Sozialität verfehlt (was wiederum nicht heißt: dass man sie nicht kausal beobachten oder rekonstruieren kann – das ist immer möglich). Dieses Interesse der Soziologie hat vermutlich etwas mit den historischen Umständen ihrer Geburt zu tun: mit der Erfahrung von Kontingenz und Unberechenbarkeit durch die Entdeckung der Gesellschaft (Tenbruck 1981). Daraus haben sich dann allerdings zwei unterschiedliche und widerstreitende Entwicklungspfade ergeben, die noch heute nicht zur Deckung gebracht werden können. Zum einen eine sozialpolitische und sozialtechnologische Soziologie, von der man erwartet, dass sie die Unbestimmtheit der Gesellschaft für Zwecke außerhalb ihrer selbst berechenbar macht; und zum anderen eine eigenständige, an wissenschaftlichen und erkenntnistheoretischen Entwicklungen orientierte Disziplin, die an Formen der laufenden und kontingenten Selbstbestimmung der Unbestimmtheit der Gesellschaft interessiert ist.

Nimmt man die theoretische Begründung und Etablierung des Fachs in Europa zum Ausgangspunkt, so liegt es allerdings nahe davon auszugehen, dass es sich hier weniger um zwei unterschiedliche Formen der Soziologie handelt als um zwei verschiedene Sozialwissenschaften, nämlich Soziologie und Sozialforschung. Dass es heutzutage keinen richtigen Unterschied mehr zwischen Soziologie und Sozialforschung zu geben scheint, ist der Idee der Kausalität geschuldet, deren Stärke genau darin gesehen wurde, diese beiden Disziplinen zusammenführen zu können (Bernert 1983: 251). Das ist mittlerweile ohne Zweifel gelungen. Spätestens seit den 1960er Jahren werden Soziologie und Sozialforschung als zwei Seiten derselben Medaille begriffen (und gelehrt). Zu diesem Zeitpunkt war in Vergessenheit geraten, dass die Soziologie auf der einen und die (quantitative und qualitative) Erfassung und Verarbeitung sozialer Daten auf der anderen Seite zu einem großen Teil unabhängig voneinander entstanden sind. Auch ihre Entwicklungspfade sind äußerst unterschiedlich. Die empirische Sozialforschung hatte ihren primären Bezugspunkt von Beginn an in der Politik; sie war bis auf wenige Ausnahmen letztlich immer auf sozialpolitische (später dann auch: marktwirtschaftliche) Problemstellungen bezogen, denen sie zum Großteil auch ihre stetige Weiterentwicklung verdankt: bürokratische Verwaltung, Steuererhebung, die soziale Frage, gewerkschaftliche Reformpolitik, Präsidentschaftswahlen oder Wohlfahrtsstaat (Schnell et al. 1989: 3ff.; Zeisel 1975). Es geht noch heute oftmals um wissenschaftlich informierte politische Steuerung und entsprechende Entscheidungshilfen, um *social engineering* (Latour 2007: 72ff.), sowie um Möglichkeiten der Intervention durch Sozialplanung (Martin 2011: 57ff.). Das erklärt auch ihre starke Bindung und ihr Interesse an Kausalität, denn ohne Kausalität ist die Legitimation und

9 Vielmehr nimmt sie Kausalität erst dann empirisch ernst, wenn sie eine Distanz zu Erklärungsformen hält, die abstrakte Kausalitäten zwischen Attributen postulieren, von denen die beteiligten Beobachter im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Beobachtern nichts wissen können (Martin 2011: ff.).

Durchsetzung politischer Entscheidungen kaum möglich. Kausale Erklärungen werden mithin gebraucht, damit die Sozialwissenschaften politisch relevant werden können.

Die Soziologie hat sich dagegen nicht an der Politik und ihren Problemen, sondern an der Wissenschaft, also an streitbarer, umstrittener, unerhörter Wissensproduktion orientiert. Das sieht man gerade auch den Klassikern an, bei denen es um die Frage eines eigenen Gegenstands der Soziologie und vor allem um die Bestimmung einer genuin soziologischen Problemstellung ging. Diese Suche ist stets von einem gewissen Misstrauen gegenüber Kausalität begleitet gewesen, weil die Soziologie sich seit ihren Anfängen für Probleme der Kontingenz sozialer Ordnung und damit auch, in verschiedenen Varianten, für Fragen der sozialen Konditionierung (Bestimmbarkeit) von Unbestimmtheit interessiert hat. Durkheims Diktum, eine soziale Tatsache nur mithilfe anderer sozialer Tatsachen erklären zu können, stellt der von ihm durchaus gesuchten Kausalität letzten Endes Selbstreferenz voran. Max Weber verspricht, als Vater der erklärenden (und verstehenden) Soziologie und getreu dem damaligen Denkstil, zwar eine Bestimmung der Ursachen sozialen Handelns, traut Kausalität aber schon nicht mehr so Recht über den Weg. Nicht umsonst stellt er ihr den Wachhund des deutenden Verstehens zur Seite oder mehr noch: er setzt unter der Hand das deutende Verstehen an die Stelle des ursächlichen Erklärens. Bei Georg Simmel wird dieses Misstrauen gegen Kausalität im Begriff der Form am deutlichsten. Letztlich setzt er explizit auf die Beobachtung unterschiedlicher sozialer Formen des Zusammenhangs von Bestimmtheit und Unbestimmtheit. Die Differenz der Soziologie zur Sozialforschung lässt sich also gleichsam an den Wurzeln der Suche nach einer genuin soziologischen Problemstellung bereits belegen.¹⁰ Dazu reicht zunächst bereits eine Konsultation der bekanntesten Theoreme, das heißt, es ist nicht erforderlich, aus den Tiefen der jeweiligen Schriften unbekannte Aussagen hervorzuholen, um Belege für diese Behauptung zu finden.

II. Rekursivität bei Durkheim, Weber und Simmel

Durkheim scheint zunächst einmal alles andere als ein zwiespältiges Verhältnis zur Kausalität zu pflegen. Recht klar und deutlich sind seine Aussagen darüber, dass es ihm um die Ermittlung der Ursachen sozialer Tatbestände geht und er darin eine wesentliche Aufgabe der Soziologie sieht. Menschliches Verhalten soll retrospektiv kausal rekonstruiert werden, um es auf diese Weise einem wissenschaftlichen Rationalismus unterstellen zu können (Durkheim 1895: 87). Diese Sichtweise kulminiert unter anderem in seiner berühmt gewordenen Regel: »Die bestimmende Ursache eines soziologischen Tatbe-

10 Heutzutage zu behaupten, dass Soziologie und Sozialforschung zwei unterschiedliche Disziplinen sind, hat freilich etwas Künstliches. Das mag sein, aber es gilt diese Unterscheidung wieder *herzustellen*, um zeigen zu können, dass hier unterschiedliche Forschungsinteressen und Problemstellungen am Werk sind. Beide Seiten können nur dann voneinander profitieren, wenn man ihr Verhältnis als ein *lose* gekoppeltes begreift. Ihr Unterschied wird betont, um den Problemzusammenhang, auf den die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll, deutlich hervortreten zu lassen.

stands muss in sozialen Phänomenen, die ihm zeitlich vorangehen [...] gesucht werden.« (Durkheim 1895: 193). Denkt man dieses Postulat zu Ende, was Durkheim für kurze Momente auch tut, dann gibt sich die Gesellschaft allerdings als Tatbestand zu erkennen, der sich selbst verursacht, und die Soziologie erscheint wiederum als ein Tatbestand, der aus dieser Selbstreferenz ihres Gegenstands ›Gesellschaft‹ Ursachen selektiert, die immer zugleich schon seine Wirkungen sind. Durkheim rettet dieses Problem zirkulärer Kausalität durch eine Asymmetrie in der Zeitdimension, die für Kausalität zwingend notwendig ist: es müssen *vorangehende* Tatbestände sein, die nachfolgende Tatbestände erklären. René König schiebt durch seine Übersetzung noch einen Rettungsversuch in der Sachdimension nach, indem er *fait social* im selben Satz (siehe die vorangehend zitierte, von ihm übersetzte Stelle) einmal mit »soziologischer Tatbestand« und einmal mit »soziales Phänomen« übersetzt. König weist zwar unter Berufung auf Talcott Parsons darauf hin, dass diese verschiedenen Übersetzungen auf die inkonsistente Verwendung von *fait social* selbst zurückzuführen sind (König 1984: 38f.). Aber in diesem zentralen Satz macht das eben einen großen Unterschied, denn dadurch entsteht der Eindruck, dass eine soziologisch konstruierte Aussage (»soziologischer Tatbestand«) durch empirische Fakten (»soziale Phänomene«) erklärt werden muss. Auf diese Weise wird daraus ein Argument für die soziologische Notwendigkeit der Sozialforschung. Im Original liegt dagegen der Schluss nahe, dass es die Selbstreferenz des Sozialen ist, die vorausgesetzt werden muss, um eine Erklärung anfertigen zu können, oder auch: dass sich das Soziale selbst erklärt. Ein soziologischer Tatbestand ist eben selbst ein soziales Phänomen; und letztere werden durch soziologische Beobachtung als soziale Phänomene erkennbar.

Durkheims Aussage verweist so gesehen auf ein genuin soziologisches Vorgehen. Sie öffnet den Blick für die Rekursivität des Sozialen. Im Prinzip fehlte nur der Zusatz, dass nicht bloß die ›faits sociaux antécédents‹ ein *fait social* erklären, sondern auch die ›faits sociaux subséquents‹, um diesen Blick zu vervollständigen. Durkheim war sich dieser gleichzeitigen Rückwirkung der Wirkung auf die Ursache, für die er einige Beispiele gibt, sehr wohl bewusst.¹¹ In seiner Argumentation kommt immer wieder Selbstreferenz ins Spiel, doch Durkheim hat sich redlich darum bemüht, dies nicht auffallen zu lassen. An zentralen Stellen zeigt sich allerdings recht deutlich die durch die Selbstreferenz des Gegenstands erzeugte und durch einen Beobachter bestimmbare Unbestimmtheit sozialer Zusammenhänge. Durkheim hatte durchaus Hoffnungen in die Kausalität gesetzt, dies aber nicht im Sinne des heute verbreiteten soziologischen Kausalitätsdenkens, sondern weil er glaubte, damit Kontingenz, Variation und Partikularität in Rechnung stellen zu können (Abbott 2001: 104).

Um sehr ähnliche Zusammenhänge bei Max Weber zu entdecken, reicht bereits eine Diskussion seiner allzu bekannten Definition von Soziologie, die normalerweise eher als wesentliche Rechtfertigung für ein kausales Vorgehen betrachtet wird. Das kausale Ele-

11 Deshalb brauchte auch er einen Rettungsversuch in der Sachdimension, und zwar durch die Unterscheidung von Funktion und Kausalität. Nur die Bewegungsrichtung von der Ursache zur Wirkung ist Kausalität, in umgekehrter Richtung sollte man von Funktion sprechen (Durkheim 1895: 181f.). Siehe zu dieser Differenz, wenn auch mit anderer Akzentsetzung, Luhmann 1962.

ment seiner Definition von Soziologie lässt sich allerdings auch anders lesen, als dies zu- meist geschieht (Esser 1993: 3ff.). Wenn Weber soziales Handeln deutend verstehen und *dadurch* in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will (Weber 1921: 1), dann begreift er deutendes Verstehen und ursächliches Erklären nicht als zwei vonei- nander unabhängige Analyseschritte, sondern das deutende Verstehen *ist* das Instru- ment, das Ablauf und Wirkungen sozialen Handelns ursächlich erklärt. Das wird noch deutlicher, wenn er im weiteren Verlauf seine Vorstellung von Erklärung expliziert:

»All dies [diesem Schluss geht unter anderem ein Beispiel des Verstehens der Hand- lungen eines Holzfällers durch einen Beobachter voraus; AK] sind verständliche *Sinn- zusammenhänge*, deren Verstehen wir als ein *Erklären* des tatsächlichen Ablaufs des Handelns ansehen. ›Erklären‹ bedeutet also für eine mit dem Sinn des Handelns be- faßte Wissenschaft soviel wie: Erfassung des *Sinnzusammenhangs*, in den, seinem subjektiv gemeinten Sinn nach, ein aktuell verständliches Handeln hineingehört.« (Weber 1921: 4; Hervorhebungen im Original)

In dem diesem Zitat unmittelbar folgenden Abschnitt zeigt Weber, wie viel Arbeit man letztlich investieren muss, um als Soziologe kausal gültige Zurechnungen zu produzieren. Genau diesem Zweck dienen schließlich die Idealtypen.¹² Voraussetzung für eine kausale Hypothese ist allerdings die verstehende Deutung sozialen Handelns.¹³

Webers Idee von Soziologie demonstriert, dass er die Kontingenz des Sinns, und so gesehen auch das Problem der sozialen Bestimmung des Unbestimmten, klar im Blick hatte. Das Kunststück besteht darin, dass er das Handeln zwischen Ursache und Wirkung platziert und somit die unmittelbare Verbindung zwischen Ursache und Wirkung unter- bricht. Er führt mit seiner Definition von Soziologie (Weber 1921: 1, § 1) Kontingenz in das Herz der Kausalität ein:

Ursachen → soziales Handeln (Ablauf) → Wirkungen

Da für die Soziologie »der *Sinnzusammenhang* des Handelns Objekt der Erfassung« ist (Weber 1921: 6; Hervorhebung im Original), muss genauer nicht der Ablauf des sozialen Handelns selbst, sondern allgemeiner der entsprechende Sinnzusammenhang ins Zent- rum rücken.

Ursachen ← Sinnzusammenhang des Handelns → Wirkungen

- 12 Idealtypen sind für methodische Zwecke konstruierte, »rationalistische« Sinnformen, die eine kau- sale *Zurechnung* auf Störungen vom rationalen Verlauf ermöglichen (Weber 1921: 2f.). Ausführli- cher Weber 1904: 178ff.
- 13 Daran schließt dann auch die Unterscheidung von sinnadäquatem Verhalten und kausaladäquaten Vorgängen an (Weber 1921: 5f.). Letzteres wird allerdings nicht auf Gesetze gemünzt, sondern auf erfahrungsabhängige Wahrscheinlichkeiten eines gleichartigen Ablaufs. Und der Aspekt der Erfah- rung verweist, wie Schütz (1932: 325ff.) ausführlich dargestellt hat, wiederum auf eine Sinnanalyse des Erlebens.

Im Rahmen eines deutenden Verstehens werden von dem zu bestimmenden Sinnzusammenhang aus mitunter auch Ursachen und Wirkungen bestimmbar. Sinn verweist auf *für Beobachter* bestehende und mögliche Ursachen, Wirkungen und Relationen zwischen Ursachen und Wirkungen. Dass zeigt, dass Weber in erster Linie an einer Bestimmung des empirisch stets unbestimmten Sinnzusammenhangs interessiert gewesen ist.

Sobald Weber die Ebene des individuellen Handelns in Richtung sozialer Beziehung verlässt, wird ferner deutlich, dass diese Bestimmung nur *sozial* erfolgen kann (Weber 1921: 13f., §3). In bestimmter Hinsicht wird Max Weber sogar erst mit der Einführung der sozialen Beziehung entschieden soziologisch. Denn ob irgendein Verhalten empirisch als *soziales* Handeln beobachtet wird, ist ohne das soziale Handeln anderer (mindestens: das soziale, also darauf bezogene, Handeln eines Soziologen) nicht bestimmbar. Deshalb ist es doch verwunderlich, wie selten seine ›soziale Beziehung‹ im Vergleich zu seinen Handlungsdefinitionen Erwähnung findet. Vielleicht liegt das aber auch daran, dass sie bei genauerem Hinsehen eine kausale Erklärung korrumpiert. Für den Fall einer sozialen Beziehung sieht unser Pfeildiagramm dann nämlich folgendermaßen aus:



Allein durch die in einer sozialen Beziehung permanent gegebene Chance – wie es bei Weber (in §3) heißt –, dass sinnhaft sozial gehandelt wird und der Minimalbedingung beiderseitig aufeinander bezogenen Handelns, folgt, dass man es nur dann mit einer sozialen Beziehung zu tun hat, wenn die Ursache sozialen Handelns das soziale Handeln (anderer) ist und seine Wirkungen ferner darin bestehen, weiteres (eigenes oder fremdes) soziales Handeln auszulösen. Wenn Handeln dadurch sozial wird, dass es »seinem gemeinten Sinn nach auf das *Verhalten* anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist« (Weber 1921: 1; Hervorhebung AK), so entsteht eine soziale Beziehung dann, wenn soziales Handeln sich ausschließlich auf soziales *Handeln* beziehen kann und immer nur daran orientiert ist – wenn es also dazu kommt, dass jegliches Verhalten potentiell als soziales Handeln gelesen werden kann. Radikaler als es Weber damals vorschweben konnte, kommt es also bereits hier zur rekursiven Schließung einer sozialen Beziehung, die auf der Tatsache des beiderseitig aufeinander bezogenen Handelns beruht und Bedingung dafür ist, dass die soziale Beziehung über Offenheit und Geschlossenheit der Beziehung (§10 in Webers Grundbegriffen) anschließend selbst disponieren kann. Schließung heißt: eine Beziehung ist dann als solche etabliert, wenn sich soziales Handeln an vorherigem und späterem sozialen Handeln orientiert, wenn es also rekursiv wird. Das könnte man dann in folgender, an Heinz von Foerster (1973) orientierte, Darstellung bringen:



Der Witz an dieser Schließung ist, dass Ursachen und Wirkungen in dieser fortlaufenden Sequenz nicht vor Augen liegen, sondern dass es eines Beobachters bedarf, der durch eigenes soziales Handeln Schnitte in die Schließung legt und dadurch bestimmt, welches soziale Handeln als Ursache und welches als Wirkung betrachtet wird. Schließung ist also die Voraussetzung dafür, dass die dadurch erzeugte Unbestimmtheit des Sinnzusammenhangs, und damit auch die Bestimmung und Zurechnung entsprechender Ursachen und Wirkungen des Handelns, möglich ist. Interessant ist nun nicht, dass man dann durch Zurechnung auf Ursachen und Wirkungen eine Erklärung stricken kann, sondern wie es möglich ist, dass man all das – also zurechnen, Ursache/Wirkung unterscheiden und erklären – überhaupt kann, ja und ferner überhaupt wollen kann. Rekursivität ist also das eigentlich soziologische Rätsel, denn auf Warum-Fragen basierende Erklärungsrätsel (Schimank 2007: 333f.) werden durch dieses Rätsel erst möglich. Subjektiv gemeinter Sinn läuft dabei stets mit, ist aber keineswegs kongruent mit dem Sinnzusammenhang der sozialen Beziehung. Letztere hat und pflegt ihre eigenen Sinnformen.

Georg Simmel ist genau diesem Eigensinn sozialer Formen auf der Spur gewesen. Im Gegensatz zu Weber war er von vornherein an Beziehungsmustern, also an genuin *sozialen* Formen, interessiert. Sein Vorschlag an die Soziologie bestand darin, sich als eine Methode und Wissenschaft zu verstehen, die die Gesellschaft mit Hilfe der Unterscheidung von Form und Inhalt beobachtet (Simmel 1908: 14ff.). Dabei gelte das Interesse der Soziologie den *Formen* der Vergesellschaftung und nicht ihren Inhalten, also nicht den individuellen Absichten, Motiven oder Interessen, auch wenn Form und Inhalt nur gemeinsam eine Beschreibung der historisch konkreten Realität der Gesellschaft ermöglichen (Simmel 1917). Man kann Formen wie Hierarchie, Konkurrenz, Geheimnis, Familie oder Ehe für sich untersuchen, weil individuelle Vorgänge (Inhalte) keine Ursache für Gesellschaft, sondern Teilvorgänge ihrer Synthese sind (Simmel 1908: 45f.). Inhalte bilden sich entweder eine Form an oder werden durch eine Form angebildet, wie Simmel es eigentümlich formuliert (Simmel 1908: 19f.). Mit anderen Worten: die Inhalte interessieren nur im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Form. Aber was heißt hier Form?

Form entsteht durch Wechselwirkung und ist zugleich nichts anderes als diese Wechselwirkung selbst. Sie schreibt sich so gesehen rekursiv fort. Simmel benutzt zur Bestimmung von Form zudem einen akasalen Kausalitätsbegriff, denn Wechselwirkung erinnert an Kausalität, unterläuft sie aber im selben Augenblick. Im Ereignis der Wechselwirkung ein Hin und Her von Ursache und Wirkung, also eine Auflösung in eine Sequenz zu erblicken, wird dem Begriff nicht gerecht, denn das löst die darin steckende Paradoxie auf, bevor man so recht auf sie aufmerksam geworden ist. Das Problem ist die Gleichzeitigkeit des aufeinander Einwirkens, die es im Augenblick ihres Auftretens unmöglich macht, Ursache und Wirkung zu unterscheiden (Bunge 1987: 166ff.). Die operative Formulierung ›im Augenblick ihres Auftretens‹ ist wichtig, denn anschließend ist es für einen Beobachter immer möglich, Ursachen und Wirkungen zu unterscheiden und entsprechend zuzurechnen. So gesehen ist Wechselwirkung ein von Kant geborgter Verlegenheitsbegriff, ein Platzhalter für Phänomene, die man heute mit dem Begriff der Kommunikation beschreibt. Er zeigt an, dass Simmel an einem nicht-kausalen Ver-

ständnis des Sozialen gearbeitet und dafür einen Formbegriff verwendet hat, der sich sehr deutlich auf Selbstreferenz, Rekursivität und Schließung gründet:

»Form ist Grenze, Abhebung gegen das Benachbarte, Zusammengehaltenheit des Umfangs durch ein reales oder ideelles Zentrum, auf das sich die ewig fortströmenden Reihen der Inhalte oder Prozesse gleichsam zurückbiegen [...].« (Simmel 1918: 225)

Dass er rekursiven Formen auf der Spur war, zeigt auch die recht bekannte Figur der bestimmbareren Unbestimmtheit, die er als gesellschaftliches Apriori in Bezug auf das Individuum formuliert (Simmel 1908: 51): das Nicht-Vergesellschaftet-Sein des Individuums bestimmt die Art seines Vergesellschaftet-Seins. Das ist letztlich eine Formel für die soziale Bestimmbarkeit des unbestimmten Individuums und für den Umstand, dass beide Seiten sich fortwährend und unabschließbar gegenseitig bestimmen und nur so ihre Form gewinnen. Simmel geht es an dieser Stelle keinesfalls darum zu zeigen, dass das Individuum aus einem vergesellschafteten und einem nicht-vergesellschafteten Teil besteht, wie er in seinen daran anschließenden Erläuterungen nicht müde wird zu betonen. Sondern er zielt mit diesen Überlegungen auf nichts geringeres ab als auf die empirische Bestimmung der *Form der Gesellschaft* selbst (Simmel 1908: 57). Insbesondere der Begriff der Form – dieser »eine[...] methodisch sichere[...] Problemgedanke[...]« (Simmel 1908: 9) – verdeutlicht Simmels Misstrauen gegenüber Kausalität und zeugt von seinem Interesse an der sozialen Konditionierung der Differenz von Bestimmtheit und Unbestimmtheit.

Bei Simmel wird besonders deutlich, dass die Soziologie seit ihren Anfängen als wissenschaftliche Disziplin selbst dort, wo Kausalität begrifflich scheinbar noch eine Rolle spielt, auf andere Problemstellungen gesetzt hat. Die Soziologie hat sich seitdem ohne Zweifel verändert und entwickelt. Sie ist als Disziplin vielfältiger und differenzierter geworden. Es hat Problemverschiebungen gegeben und es sind neue Probleme hinzugekommen. Aber es ist gerade deshalb auch interessant, sich die Kontinuität eines genuin soziologischen Programms vor Augen zu führen, das sein Profil aus dem Versuch heraus gewinnt, einen Beschreibungs- und Erklärungsmodus für die Kontingenz komplexer Phänomene zu finden.¹⁴ Man kann dieses Programm bis in die Gegenwart der Soziologie hinein rekonstruieren und zeigen, dass der Großteil derjenigen Abhandlungen, die für gewöhnlich als soziologische Theorie gelten, wenn überhaupt nur zweitrangig auf eine Bestimmung von Ursachen und Wirkungen abzielen. Schaut man genau genug hin, so gilt das selbst für die Rational-Choice-Theorie (Hedström/Swedberg 1996). Jedoch hat sich letztere aufgrund ihres ökonomischen Ursprungs und ihrer Quantifizierungsmög-

14 In diesem Kontext erscheinen im Übrigen auch »theories of the middle range«, über deren Bedeutung man seit Mertons Prägung des Begriffs immer wieder rätselt, in einem anderen Licht. Es geht dann nicht um Theorien mittlerer Reichweite, sondern vielmehr um Theorien mittleren *Spielraums* – eines mittleren Spielraums zwischen Magie (maximaler, nicht-limitierter Verknüpfungsspielraum von Ereignissen) und Kausalität (minimaler Spielraum bei der Verknüpfung von Ereignissen). Siehe auch Elias 1970: 14ff. und Günther 2000: 121ff. Etwas ausführlicher zu diesem Verständnis von »middle range«: Karafillidis 2010: 349ff.

lichkeiten sehr gut den kausalistischen Anforderungen an Theoriebildung und Erklärung, die sich in den 1960er Jahren durchgesetzt haben, angepasst.

III. Soziologie und Sozialforschung: Rekursivität rückt in den Hintergrund

Diese theoretisch wie methodisch anspruchsvollen Vorlagen der Klassiker finden sich in der Sozialforschung und ihren gängigen und lehrbuchfähigen Methoden, Techniken und Theorien (hier: Hypothesenapparaten) bis heute nirgends eingeholt. Aber das erscheint *nur dann* als problematisch und korrekturbedürftig, wenn man einen strikten Bezug zwischen Soziologie und Sozialforschung zu erzwingen versucht. Eine Anerkennung des wissenschaftshistorischen Umstands, dass beide jeweils ihre eigenen Theorien *und* Methoden und damit auch ihre jeweils eigenen empirischen Zugänge gepflegt haben und pflegen, hilft hier womöglich weiter. Das schließt eine wechselseitige Bezugnahme nicht aus, sondern entschieden mit ein. Wie kommt es aber dazu, dass man die Differenz zwischen Soziologie und Sozialforschung¹⁵ derart unterschätzt oder mithin gar nicht mehr sieht?

Wenige Jahre nach diesen ersten Formulierungen einer fachkonstitutiven Problemstellung hatte Kausalität in den Sozialwissenschaften einen schweren Stand, wenn auch aus ganz anderen, nämlich statistischen Gründen (Bernert 1983: 237ff.). Bis in die 1930er Jahre hinein tauchen deshalb kaum mehr explizite soziologische Diskussionen zu Fragen der Kausalität auf. Man hat mehr Potenzial in der Untersuchung von Korrelationen gesehen – und Kausalität ist nur als ein prinzipiell unerreichbarer Grenzfall von Korrelation betrachtet worden. Das änderte sich in dem Augenblick, als man sich verstärkt der Differenz zwischen Soziologie und Sozialforschung bewusst wurde, nach der Einheit der Differenz fragte und daraufhin nach Möglichkeiten suchte, die Potenziale dieser beiden sozialwissenschaftlichen Zugänge zu verbinden. Der zu sozialpolitischen Zwecken errichtete, riesige Survey-Apparat produzierte zwar eine Unmenge von Daten zu Delikten, ausgeübten Berufen, Wahlergebnissen oder Krankheiten, führte aber zu der Frage, wie sich diese selbstproduzierte Flut von Daten in irgendeiner Form ordnen und interpretieren lässt (Zeisel 1975: 132ff.). Die Soziologie wiederum sah sich trotz ihres im Vergleich zu

15 Diese Differenz ist historisch vor allem als Unterscheidung zwischen Theorie und Forschung in Erscheinung getreten. Die ansonsten brillante Studie von Christopher Bernert zum Kausalitätsbegriff in der amerikanischen Soziologie (1983) verkennt an diesem Punkt, dass diese Differenz selbst bereits eine Art semantischer Trick war, mit dem die Notwendigkeit einer Fusion von Soziologie und Sozialforschung gerechtfertigt werden konnte. Andernfalls müsste man den Arbeiten von Durkheim, Simmel und Weber absprechen, empirische Forschung gewesen zu sein. Luhmanns zahlreichen historischen Studien, seiner Organisationsforschung und seinen Untersuchungen zu Risiken und Massenmedien oder zu wirtschaftlichen Doppelkreisläufen und Praktiken der Rechtsprechung in Gerichten spricht man dies tatsächlich gern ab. Alles keine »echte«, empirische Forschung – offensichtlich weil entsprechende Tabellen oder Interviewprotokolle fehlen. Damit soll nicht abgestritten werden, dass sich diese Studien mit den Mitteln der Sozialforschung womöglich bereichern und kritisieren lassen, aber die reflexartige Behauptung, dass ein Verzicht auf Sozialforschung sogleich das Fehlen eines empirischen Bezugs signalisiert, ist weder theoretisch zu rechtfertigen noch empirisch haltbar.

Deutschland universitär bereits gefestigten Status noch immer mit (Selbst-)Zweifeln an ihrer Wissenschaftlichkeit konfrontiert (Abbott 1997). Das führte zu Versuchen, diese beiden Sozialwissenschaften zu einer Wissenschaft zu vereinen. Rasch wurde die Vermutung geäußert, dass Kausalität dazu der Schlüssel sein könnte (Bernert 1983: 240).

Diese Idee hatte jedoch von vornherein eine Schlagseite. Sie wurde nicht soziologisch formuliert und legitimiert, sondern war aus Gründen möglicher Anbindungen an den neuesten Stand der Methoden- und Messtechnik aus der Ökonometrie (Modellierung), der Psychometrie (Faktorenanalyse) und der Biometrie (Pfadanalyse) gleichsam selbstevident (Bernert 1983: 240). Es war dann unter anderem dem sehr unterschiedlichen Entwicklungstempo der methodischen Analysewerkzeuge auf der einen und von Theorieinnovationen auf der anderen Seite geschuldet, dass sich die Hoffnungen auf die Entstehung einer einheitlichen und echten Wissenschaft des Sozialen auf die kausalistisch orientierte Sozialforschung konzentrierten. Die scheinbare Präzision quantitativer Kausalmodelle und ihre für politische, ökonomische und massenmediale Zwecke sehr brauchbare Produktion von Zahlen und Erklärungen, führte dann ab den 1940er Jahren zu einer Präferenz für die kausale Variablenanalyse und einer damit gleichsam technisch erzwungenen individualistischen Ausrichtung der Forschung (Coleman 1986: 1313ff.; Emirbayer/Goodwin 1994: 1416f.).

Ungefähr zwanzig weitere Jahre später, also in den 1960er Jahren, war diese Form der sozialwissenschaftlichen Forschung letztlich als Standardmodell der Soziologie institutionalisiert.¹⁶ Das wurde zudem durch einen sich damals vollziehenden Generationenwechsel begünstigt, denn in dieser Zeit verschwand langsam die Generation, die noch zwischen Soziologie und den Variablen der Sozialforschung unterscheiden konnte (Abbott 1997: 1162ff.). Die Theoriequalität soziologischer Bemühungen wird seitdem an den kausalistischen Theorieanforderungen der Sozialforschung gemessen. Kausalanalytisch nicht erfassbare soziale Phänomene wie Kommunikation, Interdependenz oder Interaktion wurden bis auf Weiteres ignoriert.¹⁷ In Forschung und Lehre ist es dadurch zu einer fragwürdigen Zurechnung von Theorie auf die Seite der Soziologie und Methoden auf die Seite der Sozialforschung gekommen. Das war dann gleichsam der Punkt, der den Akt der Verschmelzung vollständig gemacht hat, denn nun war Soziologie ohne Sozialforschung nicht mehr zu haben. »It was this final move to ›causal analysis‹ that created the real abyss between theory and methods« (Abbott 1997: 1164). Theorie erscheint nun immer methodenfrei und empiriebedürftig – und Sozialforschung theoriefern. Doch letztlich, so Norbert Elias passend (1970: 61), beruht die Vorstellung von einer Trennung zwischen Theorie und Methode auf einer Täuschung. Es ist genau diese durch Kausalität induzierte Täuschung, die es bislang auch verhindert hat zu erkennen, dass in rekursiven, das heißt: sozialen, Verhältnissen nicht-kausale Erklärungen¹⁸ nicht nur möglich, sondern unentbehrlich und soziologisch produktiv sind.

16 An verschiedenen kritischen Beobachtungen dieser Entwicklung hat es schon zu jener Zeit nicht gefehlt. Siehe insbesondere Blumer 1956 und Mills 1959: 50ff.

17 Genau dieses Problem adressiert auch die damalige Studie von Cicourel (1964).

18 Siehe mit Hinweisen zur Möglichkeit einer Anfertigung nicht-kausaler Erklärungen Abbott 2004, 2007.

IV. Nicht-kausale Erklärungen für rekursive Verhältnisse

Folgt man dem klassischen soziologischen Erklärungsprogramm, das letztendlich nur Kausalerklärungen gelten lässt (vgl. Stinchcombe 1968; Esser 1993; Opp 2002), so erklären gängige soziologische Theorien natürlich nichts. Obwohl beispielsweise Ethnomethodologie, Diskurs- oder Rahmenanalyse, die Theorie reflexiver Modernisierung, die Systemtheorie oder die Netzwerktheorie als Theorien gelehrt und diskutiert werden, geht man mithin so weit, ihnen abzusprechen, überhaupt soziologische Theorien zu sein (Esser 2002: 130). Hier läuft die bisherige Argumentation jedoch auf den umgekehrten Schluss hinaus: sie sind gerade deshalb *soziologische* Theorien, weil sie auf Komplexität abzielen und die Rekursivität und Unkalkulierbarkeit des Gegenstands zur Grundlage der Theoriebildung machen. Insofern man auf soziologische Theorien setzt und nicht auf die linear verknüpften nomologischen Aussagen der Sozialforschung, wird man also entweder auf Erklärungen verzichten oder anderen Formen der Erklärung den Vorrang geben müssen. Bruno Latour und Andrew Abbott stehen für Ersteres, Gregory Bateson für Letzteres. Beide Richtungen verdienen Beachtung als Formen nicht-kausaler Erklärungen. Der Punkt, auf den es ankommt, ist die Oszillation zwischen diesen beiden Optionen, der imaginäre Wert des Sowohl-als-auch und des Weder-noch. Interessant ist, wie immer, die Unterscheidung und weniger die Verschiedenheit.

Bruno Latours Verzicht auf Erklärungen verzichtet genau genommen nicht auf Erklärungen, sondern richtet sich gegen das darin waltende Prinzip der Kausalität (Latour 2007). Schließlich liefert er eine Erklärung für den Verzicht auf Erklärungen. Latour sagt nicht positiv, worin seine Erklärung besteht, sondern argumentiert negativ, indem er versucht, die Form der kausalistischen Erklärung *ad absurdum* zu führen.¹⁹ Das führt ihn zu der Behauptung, dass kausale Erklärungen nur Markierungen für noch unvollständige Beschreibungen sind. Eine Erklärung wird demnach überflüssig, wenn die vollständige Beschreibung eines Phänomens gelingt. Aber wann ist eine Beschreibung eigentlich vollständig? Latours diesbezügliche Haltung lässt sich in zwei Punkten zusammenfassen: Ein Bericht ist vollständig, wenn der Abgabetermin oder die maximale Seitenzahl erreicht ist; und, was entscheidend für die Qualität eines Berichts ist, wenn man ein Phänomen als Netzwerk sichtbar und damit nachvollziehbar gemacht hat, wenn also »das Ereignis des Sozialen sich bis zum Ereignis des Lesens verbreiten kann, durch das Medium des Textes« (Latour 2007: 231; Hervorhebungen im Original). Auch wenn sich klassischen Methodologen hier vermutlich die Haare sträuben, darf man nicht vergessen, dass dies keinesfalls bloß die idiosynkratische Position eines entrückten Franzosen ist. Beim Organisationsforscher Karl Weick finden sich beispielsweise ähnliche Überlegungen. Theoretisieren entspricht einer Praxis des *sensemaking*, bei der es weniger darum geht, etwas zu erklären, sondern vor allem darum, Plausibilität zu erzeugen (Weick 2005). Auch in der Öko-

19 Die logische Beweisführung eines *reductio ad absurdum* ist für Gregory Bateson (1972: 406f.) vergleichbar mit der Form der kybernetischen Erklärung. Offenbar verwendet Latour kybernetische Erklärungen.

nomie ist dieser Gedanke alles andere als unbekannt (McCloskey 1983; Black 1986), wenn auch nicht unbedingt weit verbreitet.

Eine ähnliche Argumentation findet sich bei Andrew Abbott, der in dieser Hinsicht mit der Empfehlung überrascht, Lyrik als Textgattung in das sozialwissenschaftliche Repertoire aufzunehmen (Abbott 2007). Eine lyrische Soziologie setzt nicht auf narrative Erklärungen (Abell 2004). Sie lässt sie vielmehr hinter sich und arbeitet daran, bei ihren Lesern die Erfahrung einer sozialen Entdeckung wiederherzustellen. Dabei unterliegt sie weitaus strengeren Kriterien, als der erste Eindruck der Vokabel ›Lyrik‹ vermuten lässt. Sowohl für Latour als auch für Abbott können Beschreibungen also eine Erklärung im klassischen, kausalen Sinne entbehren, wenn sie es schaffen, den Beobachter (Leser) dazu zu bringen, das Beschriebene nachzuerleben. Dadurch wird der Bericht, in der vielleicht etwas unglücklichen Wortwahl von Latour, vollständig. Vielleicht sollte man besser sagen: selbständig, denn nun braucht er keine (kausale) Erklärung mehr, um etwas erklären zu können. Es genügen dichte Beschreibungen (Geertz 1973). Geringschätziges Anmerkungen von ›bloßen‹ Beschreibungen lässt Abbott im Übrigen nicht gelten (Abbott 2001: 120 ff.), denn zum einen sind Kausalanalysen selbst nichts anderes als Beschreibungen und zum anderen ist es ein Trugschluss, zu glauben, dass es in der Wissenschaft um Kausalität gehe: »Much of real science is description. Sociology will not be taken seriously again as a general science of social life until it gets serious about description« (Abbott 2001: 122).

Diesen eher dekonstruktiven Formulierungen Latours und Abbotts, die Erklärungen verabschieden und Beschreibungen den Vorzug geben, um zu einer anderen Form der Erklärung zu gelangen, die man üblicherweise nicht als Erklärung gelten lässt, kann man Gregory Batesons konstruktive Formulierung der kybernetischen Erklärung hinzufügen (Bateson 1972: 405ff.). Eine kybernetische Erklärung ist im Gegensatz zu einer Kausalerklärung negativ. Man fragt also nicht nach Gründen für, sondern nach *Einschränkungen* von Ereignissen und Sequenzen. Damit sind jedoch anders gelagerte Einschränkungen gemeint, als die damit durchaus verwandten und sofort in den Sinn kommenden Restriktionen und Opportunitäten, von denen in einem kausalistisch orientierten handlungstheoretischen Rahmen die Rede ist (Esser 2000). Die Einschränkungen liegen nicht im Akteur und auch nicht in der Situation, sondern sind der *Interaktion* zwischen Akteur und Situation geschuldet. Keine Situation ist, wie sie ist, unabhängig von den Akteuren, die sie schaffen, und kein Akteur ist ein Akteur, ohne dass die Situation einen Akteur aus ihm oder ihr macht. Das wird auch keine Handlungstheorie bestreiten. Der Unterschied liegt jedoch darin, wie man mit dieser Einsicht weiter verfährt und welche Konsequenzen man daraus zieht. Offensichtlich haben wir es mit Einschränkungen zu tun, die derart beschaffen sind, dass sie dafür sorgen, dass (subjektive) Akteure und (objektive) Situationen aus ihnen hervorgehen. Wenn die Einschränkungen für beides verantwortlich sind, für die Akteure und die Situation, für Handeln und Erleben, dann wird man hier auch nach den Rätseln der Sozialität forschen müssen. Deshalb spricht einiges dafür, sich auf diese Einschränkungen zu konzentrieren, die überdies nicht einfach einen vorhandenen Möglichkeitsraum verkleinern, sondern überhaupt erst erzeugen. Diese ermöglichenden Einschränkungen sind nichts anderes als Eigenwerte bzw. Formen der Kommunikation

(Luhmann 1984: 66; Baecker 2005; von Foerster 1976; 1993). Es sind also nicht objektiv vorhandene und subjektiv wahrgenommene Restriktionen und Opportunitäten, die die Handlungsmöglichkeiten eines Akteurs einschränken oder Gelegenheiten aufzeigen, sondern *Kommunikation ist die Art von Restriktion und Opportunität, die Akteure und Situationen überhaupt erst hervorbringt*. Man kann auch weiter gehen und fragen, welche Restriktion/Opportunität – bzw. welche rekursiv erzeugte *Kommunikationsform* – dafür sorgt, dass heutzutage eigentlich nur Menschen als vollwertige Akteure sozial berücksichtigt werden (Luckmann 1970; Lindemann 2009). Wie konditioniert sich Kommunikation eigentlich selbst in einer Form, die es pathologisch erscheinen lässt (außer in speziellen Kreisen, Zeiten, Situationen), wenn man versucht, Bäume, Autos, Steine, Computer, Hirntote, Geister oder ›die‹ Natur als Gesprächspartner anzuerkennen?

Ein operativer Zugang zu Kommunikation scheint ein lohnenswerter Ausgangspunkt, um sich möglichen Lösungen für das Rätsel der Rekursivität – und damit der Sozialität – anzunähern.²⁰ Untersucht man Formen der Kommunikation, ist es nach alledem allerdings nicht zusätzlich erforderlich, eine kybernetische Erklärung hinzuzufügen, um die Untersuchung zu komplettieren. Angemessene Beschreibungen von Formen der Kommunikation *sind* kybernetische Erklärungen. Das deckt sich auch mit den beiden Kategorien von Einschränkungen, die Bateson ausführlich behandelt, nämlich Feedback und Redundanz (Bateson 1972: 409ff.). Beide erlauben mithin auch eine Einschätzung der Angemessenheit einer Beschreibung. Feedback erinnert daran, dass es um die Erklärung von Phänomenen geht, die im Rahmen von perturbierter Rekursion (Baecker 2000) beobachtet werden; und Redundanz ist ein Begriff, der sowohl für Kommunikation als auch für Sinn und Information eine wesentliche, konstitutive Rolle spielt (Karafillidis 2010: 167ff.).

Soziologische Theorien sind Beobachtungsmethoden, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass eine dadurch disziplinierte empirische Beschreibung eines Beobachters dem Beobachter einer Beschreibung ermöglicht, das Ereignis oder Phänomen für sich neu zusammzusetzen, sodass der jeweils erzeugte Eindruck nacherlebbar oder vergleichbar wird. Man kann dazu mit Abbott auf lyrische Beschreibungen setzen oder man bedient sich der Injunktion, die noch vor der Beschreibung die primäre Form der mathematischen Kommunikation bildet (Spencer-Brown 1994: 77f.). Sozialität, sei es in Form von Bürokratie, Krisen, Märkten, Arbeit, Familie, ethnischen Differenzen oder Organisationen, gewinnt wissenschaftliche und empirische Evidenz, sofern es gelingt, Anweisungen für Beobachter zu formulieren, wie sich mit Hilfe welcher Kombination von Unterscheidungen ein Phänomen reproduziert. Damit lassen sich dann lyrische, dichte oder einfach versierte Beschreibungen gewinnen, die eine Kausalerklärung erübrigen, weil sie auch die kausalen Beschreibungen der beteiligten Beobachter mit einschließen können. Das

20 Eine von Georg Simmels Überlegungen ausgehende und die Möglichkeiten des Kalküls und der Notation von Spencer-Brown aufgreifende Formtheorie bietet hierzu vielversprechende Ansätze. Siehe dazu Baecker 2005; 2013; Karafillidis 2010; Lehmann 2011. Es ist wichtig darauf hinzuweisen, dass der formtheoretische Kommunikationsbegriff sich von Luhmanns Begriff einer Synthese dreier Selektionen unterscheidet.

erklärt Phänomene des Sozialen, die durch Rekursivität und selbsterzeugte Unbestimmtheit gekennzeichnet sind auf eine Art und Weise, die den *theoretischen* Einbau von Kausalität nicht nur überflüssig macht, sondern ferner verdeutlicht, wie unnötig stark kausale Erklärungen eigentlich die soziologischen Möglichkeiten der Anfertigung von erklärenden Beschreibungen limitieren.

Diese Überlegungen machen letztlich auf ein soziologisches Programm aufmerksam, das sich schon bei den sogenannten Klassikern identifizieren lässt und an dem noch heute gearbeitet wird, ohne dass man bislang so recht auf den Punkt bringen konnte, worin es eigentlich im Kern besteht. Eine allzu rasche Einschätzung der vorangehenden Überlegungen könnte dieses Programm der Konstruktion nicht-kausaler Erklärungen in komplexen, rekursiven – also kommunikativen (von Foerster 1993) – und deshalb stets unbestimmten, aber bestimmbar Verhältnissen einfach für antikausalistisch halten. Doch es geht hier nicht um eine antikausalistische, sondern eben um eine *nicht*-kausale Position. Die Negation von Kausalität ist alles andere als das einfache Gegenteil von Kausalität.²¹ Eine antikausalistische Position ist im Übrigen genauso wenig attraktiv wie eine kausalistische, denn beide Seiten sind zumeist von substantialistischen Annahmen darüber geprägt, wie die Welt denn nun letztlich beschaffen ist, um daraufhin die Frage zu beantworten, ob es legitim ist, sie kausal zu erklären oder nicht. Es sind substantialistische Annahmen, die es zu vermeiden gilt und nicht die empirische Möglichkeit der Kausalität selbst.

Rekursivität wird hier verstanden als Bedingung der Möglichkeit jeder Art von Kausalität. Damit ist weder eine Behauptung über die empirische Unmöglichkeit von Kausalität verknüpft noch eine Aussage über ihre generelle theoretische Unbrauchbarkeit. Solange Kausalität durch rekursive Prozesse theoretisch kontrolliert wird, das heißt als in solche Prozesse eingebettet konzipiert und modelliert wird, lassen sich auch Warum-Fragen, Erste-Person-Erklärungen (Martin 2011) oder lokale, situierte Kausalitäten (Heider 1926) aufgreifen und diskutieren. Es geht ja nicht um irgendein normatives Gebot der Vermeidung von Kausalkonstruktionen, sondern darum, dass man Kausalitäten jeder Art theoretisch wie methodisch eine abgeleitete Rolle beimisst. Nur dann kann man sich, falls angezeigt und von Interesse, der ausschließlich empirisch zu beantwortenden Frage widmen, wie Kausalitäten in rekursiven Verhältnissen konstruiert werden – zum Beispiel in Konflikten, bei technischen Abläufen, in politischen Debatten oder im Management von Organisationen.

Literatur

- Abbott, Andrew (1997): »Of Time and Space: The Contemporary Relevance of the Chicago School«. In: *Social Forces* 75(4), S. 1149-1189.
- Abbott, Andrew (2001): »The Causal Devolution«. In: Ders.: *Time Matters. On Theory and Method*. Chicago: The University of Chicago Press, S. 97-125.

21 Wie anspruchsvoll und strukturell reichhaltig die Operation der Negation (als Implikation) ist, zeigt ausführlich Baecker 2013: 141ff. Siehe auch Luhmann 1975.

- Abbott, Andrew (2004): *Methods of Discovery. Heuristics for the Social Sciences*. New York/London: W. W. Norton.
- Abbott, Andrew (2007): »Against Narrative: A Preface to Lyrical Sociology«. In: *Sociological Theory* 25(1), S. 67-99.
- Abell, Peter (2004): »Narrative Explanation: An Alternative to Variable-Centered Explanation?«. In: *Annual Review of Sociology* 30, S. 287-310.
- Albert, Gert (2012): »Der methodologische Atomismus des einheitswissenschaftlichen Programms – und eine Alternative«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1(1), S. 61-76.
- Bachelard, Gaston (1934): *Der neue wissenschaftliche Geist*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988.
- Baecker, Dirk (2000): »Die Theorieform des Systems«. In: *Soziale Systeme* 6(2), S. 213-236.
- Baecker, Dirk (2005): *Form und Formen der Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2013): *Beobachter unter sich. Eine Kulturtheorie*. Berlin: Suhrkamp.
- Bateson, Gregory (1972): *Steps to an Ecology of Mind*. Chicago: The University of Chicago Press, 2000.
- Becker, Howard S. (1998): *Tricks of the Trade. How to Think About Your Research While You're Doing It*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Bernert, Christopher (1983): »The career of causal analysis in American sociology«. In: *British Journal of Sociology* 34(2), S. 230-254.
- Black, Fischer (1986): »Noise«. In: *The Journal of Finance* XLI(3), S. 529-543.
- Blumer, Herbert (1956): »Sociological Analysis and the ›Variable‹«. In: *American Sociological Review* 21(6), S. 683-690.
- Bunge, Mario (1987): *Kausalität. Geschichte und Probleme*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Cicourel, Aaron V. (1964): *Methode und Messung in der Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1974.
- Coleman, James S. (1986): »Social Theory, Social Research, and a Theory of Action«. In: *American Journal of Sociology* 91(6), S. 1309-1335.
- Durkheim, Emile (1895): *Die Regeln der soziologischen Methode*, hg. und eingeleitet von René König. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995.
- Elias, Norbert (1970): *Was ist Soziologie?* Weinheim/München: Juventa, 2009.
- Emirbayer, Mustafa/Goodwin, Jeff (1994): »Network Analysis, Culture, and the Problem of Agency«. In: *American Journal of Sociology* 99(6), S. 1411-1454.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Esser, Hartmut (2000): *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 4: Opportunitäten und Restriktionen*. Frankfurt/New York: Campus.
- Esser, Hartmut (2002): »Was könnte man (heute) unter einer ›Theorie mittlerer Reichweite‹ verstehen?«. In: Mayntz, Renate (Hg.): *Akteure – Modelle – Mechanismen. Zur Theoriefähigkeit makrosozialer Analysen*. Frankfurt/New York: Campus, S. 128-150.
- Esser, Hartmut (2004): *Soziologische Anstöße*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Garfinkel, Harold (2008): *Toward a Sociological Theory of Information*, hg. und eingeleitet von Anne Warfield Rawls. Original 1952. Boulder, CO: Paradigm Publishers.
- Geertz, Clifford (1973): *Dichte Beschreibungen. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.
- Giddens, Anthony (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt am Main/New York: Campus, 1997.
- Greshoff, Rainer (2012): »Soziale Aggregationen als Erklärungsproblem«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1(1), S. 109-122.
- Günther, Gotthard (2000): *Die amerikanische Apokalypse*. Aus dem Nachlass herausgegeben von Kurt Klagenfurt. Original 1952. München/Wien: Profil Verlag.
- Hedström, Peter/Swedberg, Richard (1996): »Rational Choice, Empirical Research, and the Sociological Tradition«. In: *European Sociological Review* 12(2), S. 127-146.
- Heider, Fritz (1926): »Ding und Medium«. In: *Symposion. Philosophische Zeitschrift für Forschung und Aussprache* 1(2), S. 109-157.

- Hempel, Carl G./Oppenheim, Paul (1948): »Studies in the Logic of Explanation«. In: *Philosophy of Science* 15(2), S. 135-175.
- Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.) (2008): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Karafillidis, Athanasios (2010): *Soziale Formen. Fortführung eines soziologischen Programms*. Bielefeld: transcript.
- König, René (1973): »Einleitung«. In: Ders. (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 1: Geschichte und Grundprobleme*. Stuttgart: Ferdinand Enke, S. 1-20.
- König, René (1984): »Einleitung«. In: Durkheim, Emile: *Regeln der soziologischen Methode*, hg. und eingeleitet von René König. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 21-82.
- Latour, Bruno (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lehmann, Maren (2011): *Mit Individualität rechnen. Karriere als Organisationsproblem*. Weilerswist: Velbrück.
- Lindemann, Gesa (2009): *Das Soziale von seinen Grenzen her denken*. Weilerswist: Velbrück.
- Luckmann, Thomas (1970): »On the Boundaries of the Social World«. In: Natanson, Maurice (Hg.): *Phenomenology and Social Reality. Essays in Memory of Alfred Schutz*. The Hague: Martinus Nijhoff, S. 73-100.
- Luhmann, Niklas (1962): »Funktion und Kausalität«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991, S. 9-30.
- Luhmann, Niklas (1975): »Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 35-49.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1990): »Identität – was oder wie?«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 14-30.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Zwei Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Martin, John Levi (2011): *The Explanation of Social Action*. Oxford: Oxford UP.
- Maurer, Andrea/Schmid, Michael (2010): *Erklärende Soziologie. Grundlagen, Vertreter und Anwendungsfelder eines soziologischen Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS Verlag.
- McCloskey, Donald N. (1983): »The Rhetoric of Economics«. In: *Journal of Economic Literature* 21(2), S. 481-517.
- Merton, Robert K. (1959): »Introduction: Notes on Problem-Finding in Sociology«. In: Ders./Broom, Leonard/Cottrell Jr., Leonard S. (Hg.): *Sociology Today. Problems and Prospects*. New York: Basic Books, S. ix-xxxiv.
- Mills, C. Wright (1959): *The Sociological Imagination*, Fortieth Anniversary Edition. Oxford/New York: Oxford UP, 2000.
- Opp, Karl-Dieter (2002): *Methodologie der Sozialwissenschaften. Einführung in Probleme ihrer Theoriebildung und praktischen Anwendung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Platt, Robert (1989): »Reflexivity, recursion, and social life: elements for a postmodern sociology«. In: *Sociological Review* 37(4), S. 636- 667.
- Russell, Bertrand (1912): »On the Notion of Cause«. In: *Proceedings of the Aristotelian Society* 13, S. 1-26.
- Salmon, Wesley C. (1989): *Four Decades of Scientific Explanation*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.
- Scheff, Thomas J. (2005): »The Structure of Context: Deciphering Frame Analysis«. In: *Sociological Theory* 23(4), S. 368-385.
- Schimank, Uwe (2007): *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. Weinheim: Juventa.
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (1989): *Methoden der empirischen Sozialforschung*, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. München: Oldenbourg.

- Schütz, Alfred (1932): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991.
- Simmel, Georg (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.
- Simmel, Georg (1917): *Grundfragen der Soziologie: Individuum und Gesellschaft*. Berlin/New York: de Gruyter, 1984.
- Simmel, Georg (1918): »Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel«. In: Ders.: *Gesamtausgabe Band 16*, hg. v. Gregor Fitzi und Otthein Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.
- Spencer-Brown, George (1994): *Laws of Form*. Portland: Cognizer.
- Stinchcombe, Arthur L. (1968): *Constructing Social Theories*. Chicago: The University of Chicago Press, 1987.
- Tenbruck, Friedrich H. (1981): »Emile Durkheim oder die Geburt der Gesellschaft aus dem Geist der Soziologie«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 10(4), S. 333-350.
- von Foerster, Heinz (1973): »Über das Konstruieren von Wirklichkeiten«. In: Ders.: *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*, hg. v. Siegfried J. Schmidt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 25-49.
- von Foerster, Heinz (1976): »Gegenstände: greifbare Symbole für (Eigen-) Verhalten«. In: Ders.: *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*, hg. v. Siegfried J. Schmidt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 103-115.
- von Foerster, Heinz (1993): »Für Niklas Luhmann: Wie rekursiv ist Kommunikation?« In: *Teoria Sociologica* 1(2), S. 61-88.
- Weaver, Warren (1948): »Science and Complexity«. In: *American Scientist* 36, S. 536-544.
- Weber, Max (1904): »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: J.C.B. Mohr, S. 146-214.
- Weber, Max (1921): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, 5., revidierte Auflage, hg. v. Johannes Winkelmann. Tübingen: J.C.B. Mohr, 1972.
- Weick, Karl E. (2005): »The Experience of Theorizing: Sensemaking as Topic and Resource«. In: Smith, Ken G./Hitt, Michael A. (Hg.): *Great Minds in Management. The Process of Theory Development*. New York: Oxford UP, S. 394-413.
- White, Harrison C. (2008): *Identity and Control. How Social Formations Emerge*. Princeton: Princeton UP.
- Wittgenstein, Ludwig (1921): *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.
- Zeisel, Hans (1975): »Zur Geschichte der Soziographie«. In: Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul F./Zeisel, Hans: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 113-142 und 145-148 (Anmerkungen).

Anschrift:

Dr. Athanasios Karafillidis
RWTH Aachen
Institut für Soziologie
Eilfschornsteinstr. 7
52062 Aachen
akarafillidis@soziologie.rwth-aachen.de